

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Beschreibung der für die Landwirthschaft und Forstkultur nützlichen Thiere Deutschlands

Schmid, Johann Baptist

Pforzheim, 1848

VI. Ordnung. Rabenvögel

[urn:nbn:de:bsz:31-12116](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-12116)

namentlich jene Plätze zu statten, wo irgend ein Raubvogel ein Rebhuhn, eine Taube oder dergl. verzehrt hat und also viele Federn umherliegen. Man findet deshalb in manchen Nestern lauter Tauben-, in andern lauter Rebhühner- oder andere Federn von irgend einer Vogelgattung. Die Eier sind klein, weiß von Farbe, mit rothen Punkten besprenkt und gewöhnlich 8—16 an der Zahl. Sie ist ungemein nützlich, da eine zahllose Menge Puppen, Larven und Insecten ihre fast ausschließliche Nahrung ausmachen, weshalb ihr Fang, wie jener der Meisen überhaupt ganz unterlassen, oder doch möglichst eingeschränkt werden sollte. Die Beschuldigung, daß diese und die vorigen Gattungen Baumknospen zerhacken und dadurch schaden sollen, ist in so fern unrichtig, als nach genauen Beobachtungen niemals gesunde, sondern immer nur solche Knospen von ihnen angegriffen werden, in welchen bereits Insecten oder deren Brut sich befinden. Sie fügen den Bäumen also nicht nur keinen Schaden zu, sondern verhüten die Verbreitung und Vergrößerung eines im Keim vorhandenen Uebels, und es ist demnach das gerügte Verfahren im Grunde sehr dankenswerth.

VI. Ordnung.

R a b e n v ö g e l.

Dohle; Krähe; Birol; Staar.

Die Dohle (*Corvus monedula*).

Die Dohle ist ein allbekannter Vogel, welcher sowohl in Europa als in Asien gefunden wird, in letzterem Welttheil namentlich in Persien und Sibirien sehr häufig ist und auch bei uns mehr dem Norden als dem Süden angehört. Sie ist von der Größe einer Taube und, mit Ausnahme des aschgrauen Hinterhauptes, schwarz von Farbe. Der Nacken und der Schwanz sind bisweilen auch grau, ohne deshalb Kennzeichen einer besondern Gattung zu bilden. Die Dohlen sind ungemein lebhaft, unruhig, schlau und nicht sonderlich scheu, vielmehr kann man sie sehr zahm

machen und mit anderm Geflügel im Hofe umherlaufen lassen, so daß sie selbst dann nicht wegfliegen, wenn man ihnen die Schwingen wachsen läßt. Sie gewähren so gezähmt durch ihr Betragen, so wie dadurch, daß sie verschiedene Stimmen und Töne nachahmen, manche Unterhaltung. Der als Vogelfenner berühmte Naumann besaß eine gezähmte Dohle, welche wie ein Hahn krähen konnte und dieses besonders dann that, wenn Witterungswechsel bevorstand; und mir ist ein Landpfarrer bekannt, welcher die auf der Kirche seines Pfarrdorfs hausenden Dohlen so an sich gewöhnt hatte, daß sie auf sein Voden alsbald herabflogen und das ihnen gestreute Futter mit freudigem Geschrei verzehrten. Eben so gehen sie gern hinter dem Pfluge her, um die in den Furchen liegenden Engerlinge, Insectenlarven und Würmer aufzulesen, und setzen sich den Schafen und Schweinen auf den Rücken und reinigen dieselben von Läusen, Tücken und andern nachtheiligen Insecten. So zutraulich sie sich aber gegen solche Menschen zeigen, von denen sie nichts Arges vermuthen, so schnell lernen sie denseligen kennen, der sie verfolgt, ja sie gehen hierin so weit, daß sie ihr lärmendes Wesen auf Thürmen und dergl. ungeschent fortreiben, wenn ihr Feind ohne Schießgewehr vorübergeht; sobald er aber mit einer Plinte naht, erhebt sich die ganze Schaar hoch in die Luft und fliegt mit gleichsam höhneudem Geschrei davon. Geschworne Feinde aller Raubvögel verfolgen sie dieselben allenthalben, wo sie sich blicken lassen, sind dagegen unter sich sehr gesellig und verträglich und zanken sich nur zur Kurzweil mit einander. So ist es sehr unterhaltend, wenn sie bei starkem Winde allerlei Schwenkungen im Fluge, oder sich unter einander den höchsten Sitz auf der Spitze eines Thurmes oder sehr hohen Baumes streitig machen. Eine stößt sodann die andere immer wieder herab und hat kaum festen Fuß gefaßt, als sie schon wieder hinabgestoßen wird, welches Spiel und andere derartige sie oft stundenlang treiben, dann plötzlich hoch in die Luft aufsteigen, eine Zeit lang in der Höhe herumkreisen und zuletzt davonstiegen, um sich mit vielem Lärm auf einer Wiese oder einem Felde niederzulassen. Hier, so wie auf Obstbäumen, vertilgen sie eine zahllose Menge schädlicher Insecten und Gewürme, und es ist daher äußerst ungerecht, wenn man diese nützlichen

Vögel als schädlich bezeichnet, ihre Verfolgung gestattet oder gar von Obrigkeitswegen anordnet. So werden in einigen Gegenden ihre Hüße von den Jägern gegen Geld eingelöst und von einer Grundherrschaft ist mir bekannt, daß sie die Aufforderung erließ, diese „schädlichen“ Vögel möglichst zu vertilgen. Es ist zwar richtig, daß sie Getreide fressen und auch manchen Obstgattungen nicht abhold sind, allein wird der hiedurch verursachte Schaden mit ihrem Nutzen zusammengehalten, so wird der erstere von dem letztern weitaus überwogen. Man muß daher stets bedenken, daß Habgier, Neid, Vorurtheil und Oberflächlichkeit, so wie die von diesen geleitete Handlungsweise immer mehr Schaden als Manches, was mit Unrecht für schädlich gehalten wird und daß auch hier die Wahrheit des Satzes sich bewähre, daß der Mensch sein eigener und größter Feind sei.

Die Dohlen nisten auf Thürmen, Kirchen, Schlössern und andern hohen Gebäuden und streiten auch bei dem Bau ihrer Nester mit einander um die Baumaterialien, die sie sich wechselseitig zu stehlen suchen. Die Nester selbst sind in Steinlöchern meistens gut versteckt und nicht immer leicht aufzufinden, wie denn einmal Bauern auf den Thurm ihrer Kirche stiegen, um diese Nester mit den Jungen auszunehmen, zu welchem Behufe sie mit großen Säcken versehen waren, allein es mußten dieselben unverrichteter Sache wieder den Rückweg antreten, weil sie keine Nester fanden, obgleich zahllose Dohlen oben hausten. In diese Nester tragen sie gerne glänzende Sachen, welche sie überhaupt, wie die Raben, begierig wegschleppen, und man hat schon mehrmals alte Gold- und Silbermünzen in denselben gefunden. Das Weibchen legt 5 bis 7 Eier, welche auf einem weißgrünen Grunde braune und schwarze Flecken haben. Die Jungen werden von Manchen gegessen und sollen recht schmachhaft sein.

Die Krähe (Corax).

Die Krähen gehören in das Rabengeschlecht und haben mit dem gemeinen Raben viele Aehnlichkeit, sind jedoch kleiner und haben einen mehr abgestumpften, fast viereckigen Schwanz. In Deutschland kommen drei Gattungen vor,
 Sch mit d, die nützlichen Thiere. 6

nämlich die Rabenkrähe, die Saatkrähe und die Nebelkrähe.

Die Rabenkrähe (*Corax corone*) ist ein Zugvogel, welcher anfangs März bei uns eintrifft, doch hier und da auch als Strich- und Standvogel bleibt. Sie ist kaum halb so groß wie ein Rabe, bläulich-schwarz von Farbe, kommt aber auch geschlecht, mit grauem Unterleib oder Halsband vor. Ihr Gang ist wankend, der Flug dagegen hoch und fest, wie sie denn oft in der Höhe kreisen und mit Geräusch herunterstürzen. Sie ist flug, vorsichtig und hat einen so feinen Geruch, daß sie den Hafer unter dem Schnee riecht. Ihr Geschrei ist im Frühjahr immer ein Zeichen kalter Winde oder noch nachkommenden Schnees. Sie baut ihr Nest unter Gezwitscher auf Bäumen, verwendet zu demselben mancherlei Reisig und füttert es mit Wurzeln, Wolle und dergl. aus. Die Brütezeit ist im März, und es wird das Geschäft des Ausbrütens der 4 bis 6 blaugrünen, ölbraun gefleckten Eier gemeinschaftlich vom Männchen und Weibchen besorgt.

Die Saatkrähe (*C. frugilegus*) ist noch etwas kleiner als die vorige, aber ihr an Bau und Lebensweise ähnlich. Das schwarze Gefieder hat einen Purpurschiller, die Flügel sind sehr lang und der Schnabel noch gerader und spiziger als bei der Rabenkrähe, auch bei den alten Vögeln an der Wurzel von Federn entblößt. Sie sind bei uns weniger häufig als die vorigen, finden sich aber in manchen Gegenden Europa's in ungeheuern Schaaren. Eine sie auszeichnende Eigenheit ist, daß sie ihre Nester gern nahe an einander bauen, so daß man auf einem Baum oft 10—20 sehen kann. Wenn sie mit dem Bau beschäftigt sind, muß immer eine von dem Paar zurückbleiben, weil sonst die Andern über das angefangene Nest herfallen und dasselbe zerstören. Die Eier, 3—4 an der Zahl, gleichen jenen der Rabenkrähe, und es werden die Jungen von dem Weibchen aus dem Kropfe gefüttert. Bei hellem Himmel und stillem, warmen Wetter fliegen diese Vögel oft zu einer Höhe, wo man sie kaum noch erblicken kann, drehen sich dort in Kreisen und stürzen endlich pfeilschnell mit einem Getöse nieder, welches oft $\frac{1}{2}$ Stunde weit gehört werden kann. Der Landmann prophezeit hieraus Wind, und es trifft gewöhnlich auch ein.

Die Nebelkrähe (*C. cornix*) ist bei uns die gemeinste, etwas größer als die beiden vorhergehenden und aschgrau von Farbe. Der Kopf, die Flügel und der Schwanz sind glänzend schwarz, der übrige Körper aber von grauer Farbe, und da der Vogel deshalb aussieht, als ob er einen grauen Mantel übergeworfen hätte, so heißt er auch Mantelkrähe. Diese Krähen sind nicht so schlau wie die vorigen, haben einen langsamen Flug und sinken ekelhaft, weshalb auch ihr Fleisch von den Jagdhunden verschmäht wird. Ihre Nester bauen sie nicht so hoch und dicht beisammen wie die Saatkrähen, haben aber Anzahl und Gestalt der Eier, so wie die Brütezeit mit der vorigen gemein und brüten zuweilen auch zwei Mal im Jahre. Es sind sehr gesellige und lustige Vögel, zanken sich, aber nie ernstlich, woher auch, so wie aus der Eigenheit, daß sie jedem todten Thiere immer zuerst die Augen aushacken, das Sprichwort rühren mag: Kei n e Krähe hackt der andern die Augen aus. Bei Sturm und Wind scheinen sie sich gar wohl zu befinden, sie tummeln und jagen sich dann oftmals in der Luft umher, schreien laut, lassen sich vom Wind ohne Widerstand eine Strecke fortführen, tanzen und springen auf der Erde, legen sich auf den Rücken und treiben dergleichen Kurzweil mehr. Nicht selten zanken sich zwei um einen Knochen oder dergleichen. Hat z. B. eine etwas gefunden, so nimmt sie es in den Schnabel und fliegt eilig fort; die andere eilt ihr neidisch aber stillschweigend nach, bis sie unmittelbar hinter der ersten ist, schreit dann plötzlich kra kra, worüber die erste erschrickt und ihre Beute fallen läßt. Todte Thiere riechen sie sehr weit, und wenn man Abends einen Hasen oder sonstiges Wild angeschossen hat und des andern Morgens nicht gleich danach sieht, so ist er bereits den Krähen zur Beute geworden, wenn sich deren in der Gegend aufhalten. An schönen Herbsttagen nehmen sie bisweilen eine Kartoffel, Rübe oder Kohlstunk zum Vergnügen zwischen die Krallen, fliegen in die Höhe, lassen das Gefaßte fallen, fangen es wieder und wiederholen dieses Manöver oftmals hinter einander. Wo ein Uhu oder Habicht sich blicken läßt, sind sie gleich bei der Hand, um diese Vögel auf jede Weise zu necken und zu verfolgen, fürchten sich dagegen ungemein vor dem Taubenfalken. Auch den Fuchs hassen sie und stoßen auf ihn

herab, wo er sich blicken läßt, bei welcher Gelegenheit aber manchmal eine dem Verfolgten zur Beute wird. Der listige Fuchs stellt sich nämlich, als bemerke er die ihn umflatternden Krähen nicht, wodurch diese immer kühner werden und sich immer mehr nähern, so daß es ihm bisweilen gelingt, durch einen plötzlichen Sprung eine zu erhaschen. Alle Krähen fressen gern Vogeleier, und namentlich die Rabenkrähen gehen im Frühjahr oft den Nebelhühnernestern nach, während die Nebelkrähen bisweilen sogar junge Hühner und Enten rauben und ihren Jungen zutragen. Wallnüsse, Kirschen und Birnen sind ihnen ebenfalls angenehm, und wenn dieses Gelüste sie anwandelt, pflügt ein Baum bald entleert zu sein. Wegen diesem Allen, so wie wegen des Schadens, den die Saatkrähen auf besäeten Aekern, namentlich Erbsenfeldern anrichten, sucht man sie an einigen Orten gänzlich zu vertilgen; allein genauere Beobachtung, so wie die Erfahrung, haben gezeigt, daß man hieran sehr unrecht thut, weil sie bei weitem mehr Nutzen stiften, als Schaden verursachen, und es zeigt sich auch hier wieder die Wahrheit bewährt, daß man im Urtheil nicht vorsichtig genug sein kann. Es ist wahr, daß die Saatkrähen insbesondere sehr begierig nach Körnern sind und die Wiesen öfters erbärmlich zerzupfen; allein sie thun dieses letztere nur, weil ihr scharfer Geruch ihnen die Maden verräth, welche die Wurzeln der Gräser zerstören, und die sie nun herausholen. Aus gleicher Absicht fallen sie auch auf angeblühte Felder, und es wird der hier etwa verursachte Schaden auch dadurch geringer, daß sie gewöhnlich nicht in die Mitte der Felder, sondern mehr längs des Randes einzufallen pflegen. Man hat genaue Beobachtungen angestellt und gefunden, daß sie auf Wiesen und Feldern nur erkrankte und von den Maden bereits angegriffene Pflanzen herausziehen, welche ohnedies zu Grunde gegangen wären. Ist daher eine Wiese mehr oder weniger von ihnen zerzupft, so kann man auf die Menge der Maden schließen, die sich dort aufgehalten haben, und selbst zugegeben, daß die Krähen manch gefundes Pflänzchen mit zernichtet hätten, ist doch gewiß, daß ohne sie den Wiesen ein bei weitem größerer Schaden zugegangen wäre. Sie verzehren in kurzer Zeit eine zahllose Menge Engerlinge, Heuschrecken, Brachkäfer, Raupen, Insectenlarven, Schnecken und dergleichen, die sie auch

hinter dem Pfluge auflesen, und nützen namentlich auch in Jahren, wo es viele Feldmäuse giebt, durch Vertilgung derselben. Es ist daher unverkennbar, daß diese Vögel allen Anspruch auf Schutz und Schonung haben, und daß es ein unüberlegter Leichtsinns ist, wenn man sie zu vertilgen sucht. Da, wo sie als ungebetene und schädliche Gäste erscheinen können, z. B. auf Erbsenfeldern, Kirschbäumen u., darf man nur eine oder einige todte Krähen aufhängen, und die andern werden sich fern halten. Die Eier und die Jungen der Saatkrähen werden hin und wieder gegessen, und es sollen die letztern wie junge Tauben schmecken. Bei den Römern gehörten die Krähen unter diejenigen Vögel, aus deren Geschrei und Flug man Gutes oder Böses zu weissagen pflegte, wie denn der Flug der Krähe zur Linken glücklich, zur Rechten aber unglücklich war. Das Ansehen derartiger Weissagungen stieg so hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man ihres stäten Umherfliegens wegen die Kenntniß der geheimsten Dinge zuschrieb, um Rath gefragt zu haben. Daß Manches hievon auch in unsern Volksaberglauben übergegangen, ist bekannt.

Der Pirol (*Oriolus*).

Der Pirol, Kirschvogel, Pfingstvogel (*O. galbula*) ist einer der schönsten deutschen Vögel, fast von der Größe einer Amsel, und durch einen vollen, lauten, flötenartigen Gesang ausgezeichnet. Das Männchen ist schön citronengelb und hat schwarze Flügel und einen schwarzen Schwanz, wovon die erstern mit gelber Querbinde, der letztere aber mit einem Endsaum von gleicher Farbe versehen ist. Weibchen und Junge sind schmutzig grün mit weißlichem Unterleib. Im Mai oder um Pfingsten kommt er zu uns, heißt deshalb auch Pfingstvogel, und weil die Landleute um diese Zeit in manchen Gegenden sogenannte Pfingstgelage zu feiern pflegen, wobei viel Bier getrunken wird, so hat man ihm auch den Namen Bieresel gegeben. Hierauf bezieht sich auch die Versinnlichung

seiner Stimme durch Worte, indem man sagt, er rufe: „P fingen Bier hol'n, aussaufen, mehr hol'n!“ oder: „Hast du gefopon, so bethal' o!“ — Nach seinem Erscheinen im Frühjahr sollen keine Nachtfröste mehr eintreten und sein häufiges Pfeifen Regen bedeuten. Sein Nest baut der Pirol singend, und es ist dasselbe sehr kunstreich geflochten, napfförmig von Gestalt und wird mit Grasshalmen so geschickt in die Gabel eines Baumastes, namentlich auf Birken, befestigt, wie man einen kreuzweisen Verband macht. Die Eier, 3—5 an der Zahl, sind weiß, ziemlich groß und schwarzbraun gefleckt. Wenn man sein Nest zerstört, so baut das Weibchen ein neues, legt aber dann nie mehr als drei Eier. Jung eingefangen und aufgezogen wird er sehr zahm, allein die meisten behalten sodann die Färbung des Weibchens, dessen Gefieder nicht so schön ist, wie beim Männchen. Dieser wilde, scheue und unstäte Vogel gehört vorzüglich dem milderen Euroya an, wo er sich überall als Zugvogel, aber nirgends besonders häufig findet, doch soll er in Italien und Frankreich noch am zahlreichsten erscheinen. Er ist gesellig und fliegt auch mit andern Vögeln, z. B. den Sperlingen in Gesellschaft, dabei beißt er sich aber gerne mit seines Gleichen herum, und sie verfolgen einander oft eine weite Strecke. Zu uns kommen sie erst, wenn alle Bäume vollständig belaubt sind, also, wie bereits gesagt, anfangs oder Mitte Mai, und nur sehr selten wird man einen Pirol vor dieser Zeit zu sehen bekommen. Sie scheinen es zu wissen, daß sie alsdann ihre reichlichste Nahrung finden werden, und lieben auch sehr den Schatten, weshalb sie meistens in den dichtbelaubtesten Baumkronen umherflattern und hüpfen, wo sie auch gegen jede Gefahr am besten gesichert sind. Nicht allein Laubhölzer, sondern auch baumreiche Gärten sind ihr Aufenthalt. Im August verlassen sie unsere Gegenden wieder. Dggleich der Pirol sehr scheu ist, so kann man ihn doch von Süßkirschenbäumen nicht anders vertreiben, als daß man ihn herunterschießt, denn bloße Schreckschüsse verschrecken ihn nur augenblicklich; doch ist er wegen seiner stäten Unruhe und Gewandtheit, womit er unter dem Laube sich zu verbergen weiß, eben so schwer zu schießen, als zu fangen. Dggleich er den Kirschen und Weintrauben nachstellt, so ist er doch im Ganzen kein schädlicher, sondern ein recht nütz-

licher Vogel, weil er eine Menge schädlicher Wald- und Obstbauminsecten verzehrt, namentlich die grünen, glatten Raupen und viele Insectenlarven. Er frisst nur das Fleisch der Süßkirschen und läßt die Kerne fallen; Sauerkirschenbäume besucht er nur da, wo er keine oder nur wenige Süßkirschenbäume findet; sind aber diese letztern in großer Anzahl vorhanden, so wird man kaum bemerken, daß diese schönen Vögel auch ihren Antheil von der Gottesgabe genommen haben. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, aber freilich kein großer Bissen.

Der Staar (Sturnus).

Der gemeine Staar, auch Sprehe (St. vulgaris) genannt, ist schwarz, grün und purpurviolett schimmernd, über und über weiß oder gelblich getupft, und wird bisweilen, aber selten, mit weißem Gefieder angetroffen. Der an der Spitze etwas abgeplattete Schnabel ist im Sommer gelb, im Winter aber schwarzblau. Die Staare sind listige, muntere und sehr gesellige Zugvögel, welche im März bei uns ankommen und dann in großen Schaaren und mit vielem Lärm herumstreichen. Auch im Herbst schwärmen sie umher und lassen sich Abends zu Tausenden im Schilfrohr nieder, wo sie bis tief in die Nacht singen, pfeifen, schwätzen und jeden neu ankommenden Trupp mit frohlockendem Geschrei empfangen. Mit der ersten Morgendämmerung fängt ihr fröhliches Geschwätz wieder an, und wenn die Sonne aufgeht, erhebt sich die ganze Schaar wie ein brausender Sturmwind, fällt aber bald wieder zurück, und dieses Aufsteigen und Herabfallen wiederholt sich öfters, bis endlich alle davon fliegen. Merkwürdig ist hiebei das Zusammenhalten der einzelnen Schaaren, da jeder Einzelne, der etwa im Aufsteigen zu einer fremden Schaar sich gesellt hat, bald von derselben sich wieder absondert und mit den Seinigen sich vereinigt. Es wird dieser Vogel durch ganz Europa angetroffen, und hält sich auf Wiesen und Aekern bis in die Dörfer hinein auf, wo er bisweilen auch mit Tauben und Sperlingen herumschwärmt. Ueber den Winter ziehen die meisten nach Aegypten. Ihr Nest ist nicht son-

derlich künstlich gebaut, befindet sich in hohlen Bäumen und an ähnlichen Orten, wo das Weibchen jährlich zweimal brütet und das erste Mal 5—7, das zweite Mal nur 3—5 Eier legt, welche blaßblau oder bläulich-grün von Farbe sind. Seine Hauptnahrung sind verschiedene Insecten und Gewürme, wovon er eine Unzahl vertilgt, und man hat beobachtet, daß Getreide, Beeren und andere Früchte nicht leicht angegriffen werden, so lange er Ueberfluß an ersterer Nahrung findet. Der Insecten wegen hält er sich gerne unter den Viehherden auf und setzt sich den Schafen bisweilen auf den Rücken, um die Zecken abzulesen. Daß er auch Aas fresse, wie Einige meinen, ist nicht wahrscheinlich, sondern er scheint vielmehr den im Aas ausgebrüteten Maden nachzugehen. Die Staare sind nach Allen diesem recht nützliche Vögel und verdienen alle Schonung, da das Wenige, was sie an Körnern und Beeren verzehren, ihrem durch Vertilgung schädlicher Insecten gestifteten Nutzen gegenüber, nicht in Anschlag gebracht werden kann. Als geselliger Vogel lebt er auch mit andern Vögeln verträglich, scheint jedoch bisweilen Muthwillen mit ihnen zu treiben, wovon der Naturforscher Naumann ein Beispiel erzählt. Dieser besaß nämlich viele Vögel, welche in einer besondern Kammer frei herumhüpften und flogen. Eines Tages hörte Naumann ein gewaltiges Schreien und Flattern, und als er deshalb nachsah, erblickte er einen Staar, der ein Blatt weißes Papier im Schnabel hielt und mit diesem hinter den ängstlich umherflatternden Vögeln herflog, an deren Entsetzen er sich höchlich zu ergötzen schien. Schon die Alten kannten die Gelehrigkeit dieses muntern und drolligen Vogels, der dem Menschen alle Mienen abmerkt und sich sehr leicht zähmen läßt. Vieder lernt er zwar pfeifen, doch selten gut und deutlich, meistens nur sehr leise. Ist ihm die Zunge gelöst, so lernt er fremde Stimmen nachahmen und Worte sprechen; hat aber seiner Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit wegen das Unangenehme, daß er das Gelernte leicht wieder vergißt, was besonders zur Zeit des Mauserns zu geschehen pflegt. Auch dieses scheint, so wie die Thatsache, daß gezähmte Falken um diese Zeit zur Jagd untauglich werden und ihre vorige Wildheit wieder erlangen, ein Beweis dafür zu sein, daß durch das Mausern auch mit dem Seelenzustand des Thieres eine, freilich für uns noch

sehr geheimnißvolle Umwandlung vor sich gehe. Der Staar ahmt auch Alles, was er nur einige Male gehört hat, z. B. das Knarren einer Thüre, schnell nach, und vermengt dann derartige Nachahmungen, zwar oft auf belustigende, aber mitunter auch störende und für den Liebhaber verdrießliche Weise mit dem Gelernten. Herr Graf von Gouray erzählt von einem Staar, der ungemein verständig gewesen sein soll, was sich daraus erkennen läßt, daß er, obgleich er Vieles sprechen konnte, doch nur eine Menge grober Schimpfwörter hören ließ, sobald man ihn erzürnte, während er ohne solche Veranlassung derselben sich nicht leicht bediente. Ein anderer Staar konnte das ganze Vaterunser hersagen, und in manchen Gegenden ist das Sprichwort bekannt: „per compagnie, wie Cantors Staar.“ Die Veranlassung zu diesem Sprichwort ist folgende: Ein Cantor besaß einen Staar, welcher unter Anderm auch die Worte „per compagnie“ aussprechen konnte und der einmal durch ein offenes Fenster entfloh. Zu einer Schaar seines Gleichen sich gesellend, gerieth er bald darauf mit vielen andern in das Netz eines Vogelstellers. Dieser hatte den Vogel öfters bei dem Cantor gesehen und erkannte ihn beim Herausnehmen alsbald an dem rothen Halsbändchen, welches derselbe trug. „Ei, ei, Mägchen,“ rief er, „wie kommst du hieher?“ und der Staar schrie alsbald: „per compagnie! per compagnie!“ Auf die Gefelligkeit der Staare ist auch eine List der Vogelsteller gegründet, um sie zu fangen. Es werden nämlich einigen dieser Vögel lange, mit Vogelleim bestrichene Fäden an die Füße gebunden und dieselben sodann frei gelassen. Alsbald eilen sie sich mit einer Schaar der Ihrigen zu vereinigen, wobei sich dann mehrere in die erwähnten Fäden verwickeln und sodann auf die Erde herabfallen. Das Fleisch der jungen Staare wird von Vielen gern gegessen.